

Die Radiopredigten

auf Radio DRS 2 gehört – als Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort.

Peter Hohler, Christkatholisch

15. Januar 2006

Damit sie eins sind

Johannes 17,20-26

Liebe Hörerinnen, liebe Hörer

Mit diesem Sonntag beginnt die Woche, in welcher überall in der Welt in besonderen ökumenischen Gottesdiensten für die Einheit der Christen gebetet wird. Im 17. Kapitel des Johannesevangeliums wird uns berichtet, wie Jesus seinen Vater für seine Jünger gebetet hat: Christus spricht: „Ich bitte nicht nur für meine Jünger, sondern für alle, die durch ihr Wort an mich glauben. Alle sollen eins sein; wie du, Vater in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.“ (Joh. 17, 20 f)

Seit Jahrzehnten beten und arbeiten die christlichen Kirchen für dieses Einssein miteinander im Glauben an Jesus Christus. In den vierzig Jahren, die ich als Pfarrer überblicken kann, hat sich in den Beziehungen der Kirchen untereinander manches verändert. Es sind in der Ökumene ganz gewiss Fortschritte gemacht worden. Und darüber dürfen wir uns freuen. In Gesprächskommissionen werden zwar Differenzen der Theologie und Kirchenstrukturen bearbeitet. Dennoch kommt es mir manchmal so vor, als wären unsere ökumenischen Bemühungen ein Treten an Ort. Es ist sicher gut, wenn die einzelnen Kirchen ihre Besonderheiten nicht leichtfertig preisgeben. So würden wir Christkatholiken beispielsweise unsere bischöfliche – synodale Kirchenordnung sicher nicht aufgeben wollen, denn so entscheiden auch Laien mit ihrem Bischof und dem Klerus über die Geschicke ihrer Kirche. Aber ich beobachte auch, dass die verschiedenen Konfessionen im Laufe der Zeit auch voneinander gelernt haben. Die Wände sind durchlässiger geworden und manche theologische Gedanken

und liturgische Formen aus anderen Kirchen haben in der eigenen Kirche längst Heimat gefunden. Trotzdem sind wir als Christen in den verschiedenen Konfessionen immer noch getrennt. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass einzelne Kirchen glauben mit anderen nicht Abendmahl feiern zu können oder zu dürfen, weil die Fülle der Einheit noch nicht erreicht sei. Weil in den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften noch nicht die ganze Wahrheit verwirklicht sei. Obwohl wir in den ökumenischen Gottesdiensten einander als Schwestern und Brüder in Christus anreden, teilen wir dann die verschiedenen Kirchen in Kategorien auf. In solche, welche die Fülle der Wahrheit mehr, und andre die sie weniger verwirklicht hätten. Das kann ich nicht begreifen, muss ich schon sagen. Ist denn da nicht ein Widerspruch? Können Schwestern und Brüder denn getrennt sein?

Ich höre im Gebet Jesu um die Einheit noch etwas anderes, tieferes anklingen. Ich will ihnen noch zwei Verse aus Kap. 17 des Johannesevangeliums lesen: „Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast; denn sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir. So sollen sie vereint sein in der Einheit, damit die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast. Und die meinen ebenso geliebt hast, wie mich.“

Hier geht es um mehr als um Einheit in der Lehre oder in der Führungsstruktur der Kirchen. Hier geht es um das Wesentliche und Eigentliche unseres gemeinsamen christlichen Bekenntnisses. Wir sind durch Christus eins mit dem Vater. Wir alle, jede und jeder von uns. Immer wieder im Johannesevangelium spricht Jesus Christus davon, dass er mit dem Vater in uns Wohnung nehmen werde. Er verspricht uns den Beistand, den Heiligen Geist, der in uns das Leben wirkt. Wie können wir das erkennen? Manchmal erfahren wir es in einer Lebenskrise, in extremer Not, dass es in uns ein Verlorensein gibt, aus dem uns Mitmenschen nicht helfen können. Manchmal entdecken wir in uns eine Sehnsucht, welche durch keinen Reichtum und Besitz, durch keinen noch so grossen Erfolg erfüllt werden kann. In der Tiefe unserer Herzen lebt die Sehnsucht nach Gott. Und es gibt in uns ein Verlangen, für welches Menschenliebe nicht genügt. In der Tiefe unseres Wesens erfahren wir, dass wir in Jesus Christus von Gott geliebt sind.

Aus dieser Liebe können wir überhaupt als Christen leben. Wenn ich die Geschichte recht verstehe, welche Christus als Gleichnis für das Reich Gottes erzählt, sie ist im Kapitel 25 im Matthäusevangelium aufgeschrieben, dann werden wir ja vor Gottes Richterstuhl nicht nach dem Katechismus gefragt, sondern danach, was wir für die geringsten Schwestern und Brüder

Christi getan haben. Darum geht es doch eigentlich. Um beides: Um die Erfahrung, dass Gottes Liebe in uns ist, und darum, dass wir aus ihr Liebe weitergeben, Salz der Erde und Licht für die Welt sein können. Und darin sind sich soviel ich sehe, die Christen sämtlicher Konfessionen einig. Und da geschieht auch sehr viel. Ich habe das als Mitglied ökumenischer Gremien und Kommissionen selber erfahren. Oft ist diese Zusammenarbeit zwischen den Kirchen sehr intensiv. Anlässe für gemischte Ehepaare werden veranstaltet. Es gibt gemeinsame Jugendarbeit. Auf den höchsten Ebenen und in den Gemeinden arbeiten die Hilfswerke zusammen. Es gibt ökumenische Kirchenchöre. Man setzt sich für gesellschaftspolitische Probleme und Fragen ein und ich könnte so noch lange weiterfahren. Umso eigenartiger berührt es, dass wir einander als Kirchen Jesu Christi noch immer nicht anerkennen können. Obwohl unter Christen bereits eine tiefe Einheit im Glauben und Handeln besteht, geht es in den ökumenischen Gesprächskommissionen doch meist um Lehre, Liturgie und Strukturen der Kirchen. Und häufig sind nur diese Stoffe Gesprächsgegenstand. Ich habe einige Jahre lang in einer solchen konfessionell gemischten Gesprächskommission mitgearbeitet. Und da spielte eben auch das, was als Einheit in den Gemeinden, unter den Mitgliedern der Konfessionen schon gelebt wurde, kaum eine Rolle. Die Gemeindeglieder und ihr Glaubensleben kamen einfach nicht vor. Als ob die Kirche nur aus Theologie und aus dem Klerus bestehen würde. Ich sage ja nicht, dass wir miteinander nicht über Fragen der Dogmatik und über die Strukturen der Kirchen reden sollen. Aber wir müssen uns doch fragen, wo wir die Prioritäten setzen.

Und jetzt erwarten Sie sicher, dass ich sage, wo ich Priorität setzen würde. Ich denke, dass uns die Gottesfrage neu gestellt wird. In unserer Gegenwart und für die Zukunft. Wir dürfen nicht vergessen, dass nicht wir den lieben Gott erfunden haben. Niemand von uns hat die Wahrheit. Wir sind zur Erkenntnis der Fülle der Wahrheit alle unterwegs. Christus sagt es in seinem Gebet zum Vater „Dein Wort ist Wahrheit“. Es genügt nicht, dass wir theologische Differenzen des 16. Jahrhunderts aufarbeiten. Die Theologie muss sich mit den Gegebenheiten unserer Welt befassen. Dabei können uns sicher bewährte Traditionen helfen. Aber gewiss auch Einsichten in Irrtümer. Wir müssen Gottes Wort immer wieder neu hören. Wir haben ja als Kirchen den Auftrag das Evangelium den Menschen unseres Zeitalters zu verkünden. Und hier ist alles im Umbruch. Wie können wir Gott denken angesichts der Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft. Wie können wir von der Einmaligkeit und Einzigkeit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus sprechen inmitten der Religionen der Welt. Wie wollen wir das

Evangelium leben und verkünden, damit „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ nicht bloss ein schönes Lied ist, sondern Wirklichkeit werden kann? Ich meine, dazu sind wir herausgefordert in allen Kirchen. Und das können wir nur gemeinsam, wenn wir wirklich in diesem Auftrag miteinander denken, handeln und beten. Die theologische Arbeit der Kirchen muss sich zukünftig mehr mit den religiösen Fragen befassen, welche die Menschen heute bewegen und versuchen mit ihnen darüber ins Gespräch zu kommen. Warum sollten wir auf diesem gemeinsamen Weg nicht auch gemeinsam Abendmahl feiern? Es ist der Herr Jesus Christus, der uns auf den Weg in die Zukunft in seine Nachfolge ruft. Und es ist sein Mahl, zu dem er uns einlädt. Auch wenn wir in unseren Theologien über das Abendmahl noch nicht in alles Stücken übereinstimmen. Wir können einander nämlich auch in aller Verschiedenheit als Kirchen anerkennen.

Die Christkatholische Kirche der Schweiz feiert zusammen mit den anderen Kirchen der altkatholischen Kirchengemeinschaft und der anglikanischen Kirchengemeinschaft in diesem Jahr das 75 jährige Bestehen der sogenannten „Bonner Vereinbarung“. Im Jahre 1931 haben in Bonn die altkatholischen Kirchen mit den Anglikanern einander gegenseitig als die eine Kirche Jesu Christi anerkannt. Es entstand zwischen beiden Kirchen die „full communion.“ Völlige Gemeinschaft. Das bedeutet jedoch nicht, dass die eine Kirche in der anderen aufgegangen ist. Beide Kirchen haben ihre Eigenständigkeit bewahrt. Beide Kirchen halten aber Gemeinschaft im Glauben und in den Sakramenten. Gestern haben in der Augustinerkirche in Zürich bei der Weihe einer Frau zur Priesterin und eines Manne zum Priester, zusammen mit dem christkatholischen Bischof und mit dem Klerus auch anglikanische Geistliche den Ordinandenden die Hände aufgelegt. Ich sehe eine Einheit, bei allen Unterschieden die noch bestehen mögen. Die Voraussetzung für eine solche Einheit ist jedoch nur möglich, wenn wir nicht versuchen einander den eigenen kirchlichen Hut über den Kopf zu stülpen.

*Pfr. Peter Hobler
Fliederweg 86, 3075 Riffenacht BE
15. Januar 2006, DRS 2: 9.30 Uhr*

„Was hast du, das du nicht empfangen hast?“

1. Kor. 4,7

In St. Gallen wird diesen Winter Lessings „Minna von Barnhelm“ aufgeführt – in einer eindrucklichen Inszenierung. Viele von Ihnen kennen wohl das Lustspiel. Zum historischen Hintergrund: Das Stück spielt im 18. Jahrhundert in Berlin, und zwar in einer Nachkriegszeit. Es kommen fast nur Menschen vor, die der Krieg beschädigt hat – äusserlich oder innerlich, wenn nicht beides. Deutlich tritt hervor, wie verheerend jeder Krieg ist.

Die Titelfigur, Minna, sucht ihren Bräutigam, den sie im Krieg verloren hat. Sie findet ihn, und es gibt ein Happyend. Und doch ist die Geschichte bitter. Minnas Bräutigam, Major von Tellheim, hat im Krieg seine körperliche Unversehrtheit, sein Geld und ungerechterweise auch seinen guten Ruf verloren. Fast das ganze Stück dreht sich darum, dass er glaubt, nach allem, was vorgefallen ist, könne er es Minna nicht zumuten, seine Frau zu werden.

Wenn wir heute ein vergleichbares Beispiel finden wollen, können wir uns einen jungen Mann vorstellen, der durch einen Verkehrs- oder Sportunfall querschnittgelähmt wurde. „Ich kann dich nicht heiraten“, sagt er seiner Braut. „Ich will und kann dir nicht zur Last fallen. Die Ehe mit einem Krüppel würde eine Hölle für dich sein – und damit für uns beide.“

Liebe Hörerin, lieber Hörer, dieser Major von Tellheim beschäftigt mich, der sich weigert, die Liebe einer Frau zu akzeptieren, deren er seiner Meinung nach nicht würdig ist und der gegenüber er sich für den Rest seines Lebens abhängig fühlen würde. Zunächst sagt man vielleicht, er sei eben ein typischer Mann. Männer sind so erzogen worden, dass sie es nicht annehmen können, einseitig von einer Frau abhängig zu sein und zur Dankbarkeit verpflichtet. Bis zu einem gewissen Grad ist das auch heute so. Männer meinen, dass sie die Überlegenen sein müssen. Sie möchten bewundert werden. Wenn man es sich *genau* überlegt, gibt es aber auch Frauen, die sich nicht gern beschenken lassen wollen.

Vor vierzig Jahren habe ich als junger Pfarrer jede Woche einmal die Patientinnen und Patienten in einem kleinen Landspital besucht. Ich erinnere mich an Frau X., die während Jahrzehnten die weit herum respektierte Wirtin eines Landgasthofs gewesen war. Tausende hatten sie als Gäste aufgesucht. Viele hatten sie im Service oder in der Küche als eine gestrenge, aber auch gerechte Chefin erlebt. Und jetzt lag sie einfach da. Sie war gelähmt, hatte häufig Schmerzen und war sich bewusst, dass ihr Leben zu Ende ging.

Ich redete mit ihr. Ich betete mit ihr und las ihr Psalmen oder Kirchenlieder vor. Sie war sehr dankbar dafür. Aber oft hat sie geklagt – bemerkenswerter Weise weniger über ihre Schmerzen und nicht über den absehbaren Tod. Am meisten lastete auf ihr, dass sie so restlos abhängig geworden war. „Wissen Sie“, sagte sie jedes Mal, „früher habe *ich* den anderen geholfen. Viele waren froh um mich. Und jetzt kann *ich* nicht mehr helfen. Dabei *würde* ich doch so gerne helfen.“

Frau X. war wie Major von Tellheim in Lessings Komödie ein Mensch, der es nicht ertrug, empfangen zu müssen und nicht selbst zu geben.

Liebe Hörerin, lieber Hörer, ich vermute, Sie und ich können uns gut einfühlen in diese Situation. Und doch drängt sich die Frage auf: Wo steht eigentlich geschrieben, dass man sich schämen müsse, wenn man auf Hilfe angewiesen ist? *Ist* das eine Schande?

Im Buch des Predigers im Alten Testament steht folgendes:

„Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit;
pflanzen hat seine Zeit, ausreissen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit;
töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit;
abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit;
weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit;
klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; [...]
suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; [...]
lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit;
Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.“¹

Ergänzen möchte ich:

„Helfen können hat seine Zeit, und sich helfen lassen hat seine Zeit;
schenken dürfen hat seine Zeit, und beschenkt werden hat seine Zeit:

¹ Prediger 3, 2-8.

führen hat seine Zeit, und geführt werden hat seine Zeit;
tragen hat seine Zeit, und sich tragen lassen hat seine Zeit;
Dank entgegennehmen hat seine Zeit, und dankbar sein hat seine Zeit.“

Es gehört zur Lebensweisheit, dass wir die Stunde erkennen, die es geschlagen hat, und dass wir sie akzeptieren.

Das Wichtigste, das ich Frau X. damals als junger Pfarrer zu sagen versuchte, war: „Es ist doch keine Schande, wenn Sie am Ende eines langen Lebens pflegebedürftig geworden sind! *Lassen* Sie sich doch helfen!“ Und auch Major von Tellheim hätte man sagen müssen: „Akzeptiere doch, dass deine Braut dich liebt und für dich da sein will! Stosse sie nicht zurück! Auch als armer Invaliden und zu Unrecht Angeklagter bist du ihrer Liebe würdig.“

Doch jetzt ein weiterer Schritt: Beim Nachdenken ist mir aufgefallen, dass viele von uns – wenn nicht sogar wir alle – auch Mühe damit haben, nicht nur wenn andere *Menschen* uns helfen, sondern fast noch mehr, wenn *Gott* der Gebende ist, wenn Gott – wie die Bibel uns sagt – bedingungslos und unabhängig von unseren Leistungen für uns da ist. Die Lebenshaltung ist weit verbreitet, dass es *auch vor Gott* auf die Lebensleistung ankommt. In Einzelfällen mag das zu Hochmut führen: „Da seht, was ich für einer oder für eine bin! Gott *muss* mich lieben. Meinen Erfolg habe ich verdient.“ Wohl viel häufiger führt dieses falsche Vorurteil, dass Gott nur die Vorbildlichen und Bewundernswerten liebt, aber dazu, dass man dann für sich selbst – und auch für andere, die einem am Herzen liegen, – gar nicht ernsthaft mit der göttlichen Liebe rechnet. „Das kann doch gar nicht sein, dass Gott mich armseligen und kümmerlichen Menschen liebt! Ich bin es gar nicht wert.“

Beim Apostel Paulus habe ich das winzige Sätzlein gefunden, für heute der eigentliche Predigttext: „*Was hast du, das du nicht empfangen hast?*“² Denn so sieht die ganze biblische Tradition und besonders Paulus die menschliche Existenz: In der Beziehung zu Gott sind wir alle – und zwar ausnahmslos – rein Empfangende. Noch einmal: „*Was hast du, das du nicht empfangen hast?*“ Unser Leben ist von Anfang an ein Geschenk. Gott liebt uns schon im Mutterleib und als kleines Kind in der Wiege, das von Kopf bis Fuss auf Hilfe angewiesen ist.

² 1. Korinther 4, 7.

Aber auch in Lebensphasen, in denen wir Leistungen erbringen, kleinere Leistungen wie wohl die meisten von uns oder auch Hochleistungen wie z.B. Wissenschaftler und Spitzensportler – auch dass wir diese Leistungen erbringen können, ist nur ein Geschenk. Intelligenz, Geschicklichkeit und Muskelkraft hat niemand selbst gemacht. Wo die Begabung fehlt, ist das Training zwecklos – was natürlich nicht heisst, dass nicht auch Hochbegabte Ausbildung und Training brauchen. Und wenn unsere Kräfte früher oder später wieder abnehmen oder auch wenn wir irgendetwas falsch machen in Gedanken, Worten oder Werken – auch dann sind wir immer noch von Gott getragen und geliebt. Es geht darum, auf diesem Fundament zu leben.

Ich schliesse mit Versen des evangelischen Mystikers Gerhard Tersteegen, der im gleichen Jahrhundert lebte, in dem Lessing „Minna von Barnhelm“ schrieb. In – wie ich denke – unvergleichlich schönen Worten hat Tersteegen die Haltung des reinen Empfangens Gott gegenüber ausgedrückt. Vor Gott können wir nur unsere Hände öffnen und uns beschenken lassen. Gott gegenüber müssen wir keine Leistung aufweisen. Vor Gott müssen wir auch nicht fliehen, wenn wir aus irgendeinem Grund schuldig geworden sind. Tersteegen spricht Gott folgendermassen an:

„Wie die zarten Blumen willig sich entfalten
und der Sonne stille halten,
lass mich so still und froh
deine Strahlen fassen
und dich wirken lassen.“³

Vor Gott können wir nur rein Empfangende sein. Ein letztes Mal: „*Was hast du, das du nicht empfangen hast?*“ Im Glauben möchte ich sagen: „Ja, so ist es! Amen.“

Frank Jehle, Pfr. Dr. theol.
Speicherstrasse 56
9000 St. Gallen
15. Januar 2006, DRS 2: 9.45 Uhr

³ Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz, Nr. 162, Strophen 4-5.